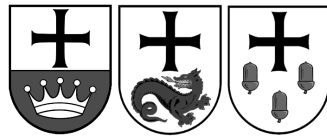


Unser Kirchspiel

Mülheim - Sichtigvor - Waldhausen



Nr. 50

9/2005

Waldnutzung in früherer Zeit II Die Holznutzung

Jede Woche zwei Fuder Holz

Der Wald diente als bedeutender Rohstoff- und wichtigster Energielieferant. Häuser, Schiffe, Wagen, Möbel, Geschirr u.s.w. Es gab kaum einen Gegenstand, bei dessen Herstellung der Mensch auf Holz verzichten konnte. Die entsprechenden Berufe hießen Zimmermann, Schreiner, Böttcher, Holzschuhmacher, Schüsseldreher. Sie alle brauchten den Rohstoff Holz. Aber die Holzmassen die zur Wärmeerzeugung aus dem Wald geschleppt und gefahren wurden übertrafen das geschlagene Bau- und Geschirrh Holz bei weitem. Da Steinkohle wegen des Transportes und des hohen Preises in den ländlichen Gegenden bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts kaum eine Rolle spielte, waren die Menschen zum Heizen, Kochen, Brotbacken allein auf das Holz angewiesen. Die Bevölkerung des

Kirchspiels hatte seit alters her das Recht, sich ihr Holz aus dem Mülheimer Wald zu holen. In den Zeiten der Deutschordensritter war dieses Recht nie angezweifelt oder eingeschränkt worden, allerdings mit der Maßgabe, nur soviel dem Wald zu entnehmen, wie es für den persönlichen Bedarf notwendig war. Weiterverkauf war nicht erlaubt. Die Holz mengen, die den heimischen Wald jährlich verließen, waren erstaunlich. Als es 1821 zu Verhandlungen über die Ablösung dieser Rechte kam, bezifferten die Bauern des Kirchspiels ihre bisherigen Holzberechtigungen mit jährlich 50 Holzfudern für jeden Fahrberechtigten. Das mochte sehr großzügig ausgelegt erscheinen, die Rechnungsbücher der Kommende belegten aber die großen Jahr für



Holzabfuhr mit Pferden

Jahr dem Wald entnommenen Holz mengen. Zum Beispiel entführten im Jahre 1796 dem Walde an Brennholz: Nölken 46 Fuder, Rubarts 45, Vahlen 44, Kochs 42, Wessels 45, Hoppen 41 und Sorries 45. Die Waldhausener mit ihren längeren Wegen in den Arnsberger Wald holten weniger Fuder: Hanschulten 32 Fuder, Drees 38, Schlüters 35, Cordes 34, Buddeker 34, Schulte 25, Henne 32, Gockel 32, Mester 31 und Frohnen 31.¹⁾ Die Fahrberechtigten durften allerdings nur in den 25 Wochen von Michaelis bis Ostern fahren und nicht mehr als zweimal in der Woche. An die Kommende waren für jede Fuhre zwei Silbergroschen zu entrichten. Die Tragberechtigten brauchten für ihr gesammeltes Brennholz nichts zu entrichten, erst ab 1809 unter hessischer Herrschaft einen Reichsthaler.

¹⁾ Andere Bauern wie Ising, Mertin und Hillebrand waren nur in der Allager Mark holzberechtigt.

Aus dieser letzteren Zeit gibt es genauere Angaben zu den Brennholzmengen eines Jahres aus dem Mülheimer Forst. Danach erhielten 20 Fahrberechtigte 36 Malter = 68,4 Raummeter und die 67 Tragberechtigten („Holzträger“) 4 Malter = 7,6 Raummeter. Die Mengenangaben beziehen sich aber wohl nur auf derbes Stammholz. Das in viel größerem Maße verbrauchte Ast- und Reisigholz war nicht berücksichtigt. Der jährliche Bedarf der Familien lag 1830 nach verschiedenen Berechnungen zwischen 10 und 15 Raummetern.

Der Wald wird gelichtet

Das zu Bündeln oder „Börden“ zusammengebundene Ast- und Zweigholz machte auch den größten Teil des zur Kommende abgefahrenen Brennholzes aus. Die Bördefahren für den Ritterhof gehörten bei fast allen abhängigen Bauern zu den Dienstleistungen wie Dünge- oder Pflügetage. Die Tragberechtigten hatten – ebenso verpflichtend – an je 2 oder 3 Bindetagen, das Holz zusammenzutragen und zu bündeln. Ein Fuder musste wenigstens 30 Bündel enthalten. Zu den Diensten einiger Bauern gehörten noch Backholz- und Meilerkohlefahren. Es brannten auf der Kommende viele Holzfeuer: In den Kaminen und Öfen des Schlosses, auf den großen Herden, in den beiden Backöfen, unter dem Braukessel, in der Schmiede. Alles musste der Wald spenden. Gut gewachsene Stämme als Brennholz zu verheizen, war streng verboten. In den dorfnahen Waldungen kam es jedoch häufiger zu diesem „Holzfrevel“, zum Teil aus Bequemlichkeit, denn der Förster Holzapfel beklagt in einem Waldbericht aus dem Jahre 1802, dass in abgelegenen Forstorten wie Habichtshorst und Gehren das angewiesene Brennholz gar nicht abgeholt worden sei. Bau- und Geschirrh Holz durfte nur in Absprache mit dem Holzknecht der Kommende gehauen werden. Als der Bauer Hillebrand aus Waldhausen, als Berechtigter in der Allager Mark, dort ohne Genehmigung am 29. und 30. April 1794 zwei Eichen geschlagen hatte, zeigten ihn andere Markgenossen beim Hirschberger Oberförster Calaminus an.

Die gewaltigen Massen an Brennholz, die der Wald Jahr für Jahr abgeben müssen, hatten ihn mehr und mehr gelichtet. Die jedem Bauern zugestanden rund 50 Fuder Holz entsprachen der Menge, die auf einer Waldfläche von 24 ha jährlich nachwuchs.²⁾ Nun hatte z.B. die Allager Mark zwar 9.862 Morgen Wald, aber sie hatte auch die Holzbedürfnisse von 202 „Beerbten“ und noch einmal 165 „Gerechtigkeithabenden“ zu befriedigen. Es ist offensichtlich, dass diese Mengen den jährlichen Zuwachs übertrafen und es verwundert nicht, wenn eine Forstkommision den Allager Wald 1794 als „total heruntergewirtschaftet“ bezeichnet. Der Mülheimer Wald wird nicht so krass beurteilt, aber viel besser wird er auch nicht ausgesehen haben.

Pottasche und Aschenkummer

An dem weit verbreiteten trostlosen Zustand der Sauerländer Wälder waren noch zwei gewerbliche Holzverwerter, die nicht zur Landwirtschaft zählten, erheblich mitverantwortlich: die Aschenbrenner und Köhler. Holz zu Pottasche zu verbrennen, war ein einträgliches Haupt- und Nebengewerbe. Das kaliumkarbonathaltige Produkt benötigten Glashütten, Seifensiedereien, Garnbleichen und andere Betriebe. Die Pottaschensiederei war ein recht einfaches Verfahren, das von jedermann und überall, im Walde oder sonst wo, ausgeübt werden konnte: Holzasche wurde in einem Äscher mit Wasser ausgelaugt, das dabei aufgefangene Wasser gesiedet (eingedampft), der verbliebene Rest war die Pottasche.

Der Äscher war ein doppelbödiges Holzfass, dessen unterer Boden einen Zapfen zum Ablassen der Lauge besaß. Der 6 Zoll darüber liegende Boden war siebartig durchlöchert. Unterhalb des Äschers befand sich ein teilweise eingegrabener Behälter („Sumpf“) zur Aufnahme der abgelassenen Lauge. Bevor die Asche hineinkam, wurde sie mit Wasser zu einer teigartigen Masse verrührt und fest angedrückt in den Äscher gegeben. Das dann aufgeschüttete und durchsickernde Wasser floss unten als Lauge mit 20 – 25 % alkalischem Anteil heraus. Sank dieser Prozentsatz bei fortgesetztem Nachgießen unter 10 %, konnte mit heißem Wasser nachgeholfen werden, bis schließlich nur noch eine klare Brühe heraustrat. In Kesseln oder Pfannen ließen nun die Aschenbrenner (auch Aschensieder genannt) den Wasseranteil der Lauge so lange verdampfen, bis sie eine trockene schwarzbraune Salzmasse erzielt hatten. Diese rohe Pottasche enthielt noch Bestände von Ruß und Kohle. Um sie davon zu befreien, mauerten die Aschenbrenner backofenähnliche Kalzinieröfen, in denen die rohe Masse so lange brennen und durchglühen musste, bis die unerwünschten Beimengungen verbrannt und eine um 15 % geschrumpfte bläulich-weiße Pottasche zurück geblieben war. Vor Witterungseinflüssen schützten den Kalzinierofen und das Aschenlager einfache Bauten. Im Hirschberger Wald erinnert der Aschenhüttenweg noch heute an das Treiben der Aschenbrenner in dieser Gegend.

Für 1 kg Pottasche verbrannten die Aschenbrenner 1 Raummeter Holz. Sie verdienten nicht nur an der Pottasche, sondern auch durch den Verkauf der ausgelaugten Asche, des „Aschenkummers“, der als landwirtschaftlicher Dünger sehr begehrt war. Um auf unterversorgten Äckern damit die gewünschte Nährstoffanreicherung und Bodenverbesserung zu erreichen, waren jedoch 3 Kubikmeter Asche pro Morgen auszustreuen. Es bestand daher eine große Nachfrage und im 18. Jahrhundert kamen mehr und mehr dieser Aschensiedereien im Sauerland auf. Die Bauern selbst verbrannten auf ihren Höfen einen Teil des ihnen zustehenden Holzes und erzielten damit neben dem Dünger

²⁾ Bernward Selter „Waldnutzung und ländliche Gesellschaft“ Schöningh 1995 S.212

noch einen Nebenverdienst durch Verkauf der Pottasche. Freiherr von Schwerz, ein Kenner westfälischer Verhältnisse um 1820, behauptet in seiner „Beschreibung der Landwirtschaft“: „Jeder größere Bauer hat eine Pottaschen-siederei, die kleineren haben 2 oder 3 zusammen“.³⁾

Die Folgen für die betroffenen Waldungen waren zerstörerisch. Zum Aschenbrennen war jedes Holz, auch grünes und feuchtes geeignet. Es entstanden völlig abgeräumte Waldblößen, die sogenannten Räumden. Die Aschenbrenner machten sich dabei oft gar nicht die Mühe, das Holz zu fällen, sie zündeten stehende Stämme an. In der Allager Mark beklagte der Oberjägermeister 1794 „das An- und Ausbrennen schwer masttragender Eichen“ am Heidknapp.

Holzkohlenmeiler am Butterberg

Holzkohle mit ihrem höheren Brennwert als normales Holz war schon immer ein begehrtes Produkt aus dem Walde gewesen. Als im Siegerland ab dem 17. Jahrhundert die Roheisen- und Stahlerzeugung aufblühte und in Folge auch die Eisenverarbeitung im märkischen Land, stieg der Bedarf an Holzkohle aus den benachbarten Sauerländer Ber-



gen bald ins Unermessliche. Schon um 1735 beklagte der Rentmeister des Amtes Olpe, dass „umb Olpe und anderen umblie-genden ohrten weitherumb die Berge so abgekohlet, und das holtz zum Brande abgefahren seye“.⁴⁾ Es ist nicht verwunderlich, dass die zunehmende Be-gehrlichkeit nach diesem Energie-träger bis in den Arnsberger Wald eindrang. Es waren oft auch zu-gewanderte Köhler, die hier in der Gegend ihr Geld verdienen woll-ten. Auch über dem Mülheimer Wald standen in jenen Jahren die Rauchfahnen der Kohlenmeiler. Am Butterberg und Ochsenrücken sind noch heute an verschwiege-nen Orten die runden Platten ehe-maliger Meiler zu finden. Es gibt allerdings Anzeichen dafür, dass

die Kommende eine so verbreitete Köhlerei wie in den Allagerer und Hirschberger Wäldern hier nicht zugelassen hat. Den Wäldern bekam das schwarze Handwerk schlecht. Für 6 Wagen Kohle mussten 48 Wagen Holz geschla-gen werden.

Die Schäden in den Wäldern durch Aschebrennen und Köhlerei konnten verheerend sein. In einer Zustandsbe-schreibung der Allager Waldmark 1794 heißt es:⁵⁾

- „Die Buchlied fast gänzlich zu einer Wüste umgeschaffen.“
- von Borghagen bis Nagelpfad ist „die Verheerung aller Orten sichtlich.“
- am Habichtsgehren sind „große leere Plätze mit ganz zu Asche geschwelten Eichen.“
- weitere Bezirke werden als „Wüstungen“ beschrieben, die durch Brände bis in den Wurzelbereich ge-schädigt seien und in denen es keine Samenbäume mehr gäbe.

Solche düsteren Waldbilder sind vom Mülheimer Wald nicht überliefert, aber sein Gesamtzustand wird im Wesent-lichen nicht viel besser gewesen sein als die Allager Mark und die übrigen Möhnenmarken. Aschensiedereien wird es auch hier gegeben haben, dazu waren die Anreize von Dünger und Nebenverdienst zu verlockend.

³⁾ Johann von Schwerz „Beschreibung der Landwirtschaft in Westfalen und Rheinpreußen, Stuttgart 1836

⁴⁾ Staatsarchiv Münster, Herzogtum Westphalen, Landstände Nr. 278

⁵⁾ Staatsarchiv Münster, Herzogtum Westphalen, Forstakte

Bemühungen zur Rettung des Waldes

Viehhude, Laub- und Streuentnahme, Heidhacken, Brennholz, Asche- und Kohlenbrennerei hatten also die Wälder so herabgewirtschaftet, dass sie für die Regierungen keinen Wert mehr besaßen und ihre Aufteilung und die Ablösung jeglicher Nutzungsrechte als die beste und sinnvollste Lösung erschien. Es stellt sich allerdings die Frage, warum die früheren Obrigkeiten bzw. deren Forstverwaltungen tatenlos der Verschlechterung der Wälder zugesehen und nicht eher Einhalt geboten haben? Als die Hessen 1803 und danach die Preußen 1816 die Wälder in Besitz nahmen, waren sie längst schon in der beschriebenen „devastierten“ Verfassung. Die Frage ist also an die Zeit der Kölner Kurfürsten und der Mülheimer Landkomture zu richten. Und es gilt für beide Herrschaften, dass sie bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts einer geregelten Fortwirtschaft nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkten. Der Wald interessierte die Herren in erster Linie als Jagdrevier. Bezeichnenderweise hießen die im Hirschberger Schloss den Wald verwaltenden Herren von Weichs immer Oberjägermeister, erst die beiden letzten Amtsinhaber vor 1800 trugen den Titel Oberforstmeister. Unter ihnen mehren sich in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts, unter dem Eindruck zunehmender Schäden am Walde die Anzeichen von Waldpflege und Erhaltungsbemühungen. Die Anlage von Eichgärten für junge Bäume (Heister), die Verpflichtung für jeden gefälltten Stamm 3 Jungbäume zu pflanzen, die Ausweisung von Schonungen, diese und andere Verordnungen hatten wenig Erfolg, solange das Vieh frei im Walde weiden durfte. Einschränkungen der Viehhude stießen auf erbitterten Widerstand der Viehhalter. Die Bauern konnten aus dieses Recht wie auch die anderen Nutzungsberechtigungen nicht verzichten, da sie, wie schon beschrieben, für die damalige Landwirtschaft existenziell notwendig waren. Der Wald galt als Teil der Landwirtschaft, es gab für ihn anfangs kein eigenständige forstwirtschaftliche Betrachtungsweise. Als eine solche im 18. Jahrhundert schließlich aufkam, musste sie sofort in schärfsten Konflikt mit der traditionellen Landwirtschaft geraten. Nach dem neuen ökonomischen Forst-Verständnis, unter dem der Hirschberger Oberförster Calaminus 1780 Neukultivierung, Erhaltung der Bodenfruchtbarkeit und Verbot des Raubbaus verstand, sollte der Bauer den Wald als Futter- und Düngereservoir aufgeben. Das konnte dieser aber nicht, da es für ihn keine Alternative gab. Wenn die Belange der Fortwirtschaft nur zögerlich an Boden gewannen und die Zerstörung der Wälder noch weiter ging, so lag das nicht an Uneinsichtigkeit und mangelndem Reformwillen der Landbevölkerung, sondern an den festgefahrenen überkommenen Agrarstrukturen.

aus einem Lexikon von 1828

Mit der Bereitung der Holzkohlen, besonders in Meilern, beschäftigt sich eine eigne Klasse, die Köhler, welche ihr Gewerbe im Walde, fern von andern menschlichen Behausungen, betreiben und daher, wie auch der Ausdruck Köhlerglaube bezeugt, größtentheils ohne einige Bildung vielem veralteten Aberglauben noch anhängt. Die Herstellung der Meiler geschieht auf verschiedene Weise, je nachdem das Holz in ihnen geordnet wird, damit es die zur Verkohlung nöthige Luft hat und doch auch wieder der Luftzutritt so gering ist, daß ein möglichst großer Gewinn an Kohlen stattfindet. Bei allen bildet die Bedeckung eine Schicht von Rasen, über welche noch eine Schicht Erde und Kohlenstaub liegt. Die Kennzeichen einer guten Holzkohle sind, daß sie noch unverlezt das Gefüge des Holzes, die Jahresringe zeigt, nicht zerbröckelt, sondern vielmehr so zusammenhängend ist, daß sie, auf einen harten Körper fallend, einen metallartigen Klang gibt und einen schwachen Glanz besitzt. Wenn die Kohlen weich, leicht zerreiblich und daher auch stark abfärbend sind, so ist dieses ein Beweis, daß sie zu starker Hitze ausgesetzt gewesen und verbrannt sind. Ebenso wenig dürfen die Holzkohlen aber auch halbverkohlte, harzige und schwarzbraune Theile enthalten, denn diese geben beim Anzünden eine rufige Flamme und haben auch die übrigen nützlichen Eigenschaften der Holzkohle in sehr geschwächtem Grade. Die verschiedenen Holzarten geben sämmtlich ein gleiches Volumen Kohle, aber die von harten Hölzern ist schwerer als die von leichten und hat daher auch eine bedeutendere Heizkraft. Die schwammige und leichte Kohle empfiehlt sich aber zur Pulverbereitung. Die Holzkohle ist immer leichter als

Erst allmählich im Laufe des 19. Jahrhunderts traten die Veränderungen in der Landwirtschaft ein, die ihren Rückzug aus dem Walde ermöglichten. Futterpflanzen wie Klee, Runkeln und Kartoffeln und Melioration der Wiesen und Weiden machten mehr Stallfütterung möglich und die Waldhude überflüssig. Mehr Stallmist und Kunstdünger führten zu größeren Getreide- und Strohmenge. Laubheu und Heidhacken im Walde konnten entfallen. An Stelle der allgemeinen Brennholzberechtigung besaßen die Eingesessenen jetzt ein eigenes Stück Wald.

Das Ziel die Wälder von forstfremden Nutzungen und Eingriffen freizuhalten und eine der Nachhaltigkeit verpflichtete Forstwirtschaft betreiben zu können, war mit der 1855 beendeten Waldteilung erreicht. Neuanpflanzung, sachverständige Pflege und Vermeidung von Raubbau ließen im Verlauf von 100 Jahren überall auf den Sauerländer Bergen einen wieder stolzen geschlossenen Hochwald entstehen. Fichtenanpflanzungen hatten dabei einen bedeutenden Anteil. Allerdings konnte durch diese gerade auch im Sichtgrovener Wald verbreiteten Fichtenmonokulturen das alte Bild des von Buchen und Eichen beherrschten Kommendewaldes nicht wieder neu entstehen.

Zu dem Thema Wald sind im Rahmen von „Unser Kirchspiel“ bisher fünf Veröffentlichungen erschienen:

- Nr. 46 - Der Sichtgrovener Wald - Der Wald des Kirchspiels Mülheim
- Nr. 47 - Die große Teilung des Waldes – 1855 / 1. Die Tragberechtigten
- Nr. 48 - Die große Teilung des Waldes – 1855 / 2. Die Fahrbberechtigten
- Nr. 49 - Waldnutzung in früherer Zeit I / Für Ackerbau und Viehhaltung war der Wald unverzichtbar
- Nr. 50 - Waldnutzung in früherer Zeit II / Die Holznutzung

Eine spätere Ausgabe soll noch dem Thema „Jagd im Mülheimer Wald zur Zeit der Ordensritter“ gewidmet sein.